

Sonntagsblatt

Nr. 28. Illustriertes Unterhaltungsblatt 1902.

Heimathluft.

Roman von Marie Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dann war noch da die kleine Schwester, das Trudchen, ein niedliches, munteres Ding, das im Hause manchen Schabernack machte, aber auch viel Lust und Sachen hineinbrachte mit seinem hellen Stimmchen und den funkelnden dunklen Augen.

Seit des Vaters Tode wurden die drei Kinder von der Mutter regiert — einer resoluten Frau, der es gar nicht darauf ankam, ihren heranwachsenden Söhnen rechts und links ein paar Ohrfeigen auszuthun, wenn sie nach ihrer Ansicht „nicht gut thaten.“ Der älteste „büffelte“ ihr zu viel, bramte bis in die halbe Nacht Petroleum und ruinirte sich die ohnehin schon schwache Brust vollends mit Stubenhocken. — Nummer zwei, der liebe Georg, trieb sich wieder zu viel draußen umher, fertigte seine Schulaufgaben mit genialer Flüchtigkeit ab, scheuerte Knie und Ellenbogen an seinen Anzügen vorzeitig durch, rieb sich grundsätzlich nie die Füße an der Strohmatten im Hausflur ab und besaß einen Appetit, der ans Unheimliche grenzte. Das Trudchen war allgemeiner Liebling, aber nach der Mutter Ansicht hätte es auch mehr Stetigkeit beim Stricktrumpfe und Zeichentuche entwickeln können, anstatt mit dem Georg Boot zu fahren oder auf den Apfelbaum im Garten zu klettern.

Dieser Apfelbaum und dieser Garten! Ob sie noch erstickten, ebenso wie der Mann hier im dahinsausenden Eisenbahnzug sie in Erinnerung hatte?

Ob der kraftstrotzende, mächtige Baum mit den weitausladenden Zweigen wohl immer noch im Frühjahr wie ein gewaltiges, rosig schimmerndes Bouquet anzusehen war, und ob er im Herbst seine zahllosen, roth und goldig geflammten Früchte trug, die so saftig waren und nach Wein schmeckten.

Auf einem saftig abfallenden grünen Rasenstück stand der Apfelbaum hart am Zaun, und ein paar von seinen Zweigen hingen über diesen Zaun herüber in des Nachbars Garten hinein. An diesen Ästen saßen natürlich auch Aepfel, und Georg und Trude ärgerten sich, wenn sie hörten, wie die schönen Früchte mit einem dumpfen Schall jenseits ihres Gartens zur Erde fielen. Was brauchte der alte Kordeleit, der immer so sauertöpfig ausah und sich sicherlich gar nichts aus Obst machte, ihre Aepfel? Die Mutter freilich ermahnte die Kinder von Zeit zu Zeit, hübsch artig gegen den „Onkel“ zu sein — Georg möge immer die Mütze abnehmen und freundlich „Guten Tag!“ sagen und Trude solle knicken — aber nachdem die Kinder das einige Male versucht und zum Dank nichts weiter gelernt hatten, als ein dumpfes Brummen und einen nichts weniger als einladenden Blick aus zwei finster dreinschauenden, umbuschten Augen, unterließen sie jede Höflichkeitserweisung, und die Erklärung der Mutter, der alte Kordeleit sei sehr reich und „eigentlich“ noch mit ihnen verwandt, da er Papas Better im zweiten Gliede gewesen sei, machte nicht den geringsten Eindruck.

Die Sonntagmorgen, wenn man faul und zufrieden im hohen Grase lag und die Schatten der schwankenden Zweige abwechselnd mit zukenden Sonnenblitzen einem über das Gesicht liefen! Die Hände unter dem



Maria Stuart. (S. 3.)

Haupt verschränkt — rund umher der Duft von Gras und Erde — ein Jubiliten der Vögel in der Luft und fernhin das Läuten der Kirchenlocken, die grell und lärmend klängen in der Nähe — „Richtige Dorfkirchenglöcker!“ behauptete Georg damals verächtlich — aber aus der Entfernung förmlich harmonisch wirkten!

Glückliche Zeiten auch, wenn unten im See das kleine, nothdürftig ausgestieckte Boot, das noch aus Vaters „guter Zeit“ stammte, losgefettet wurde und Georg mit einem oder zwei Kameraden über den von Sonnengold funkelnden Wasserspiegel hinglitt, aus dem knirschenden Schußwall des Schilfes heraus, das sich widerwillig theilte, um den Kahn durchzulassen — und nun rauschte eine Kette wilder Enten dumpf, und der helle, harte Schrei des Kiebitz wurde laut, bis allgemach, wie sie weiter in den See hineinkamen, nichts mehr hörbar war, als das Klucken des Wassers, das an einer schadhafte Planke des gebrechlichen Fahrzeugs leckte.

Zuweilen auch kam die kleine Schwester mit — heimlich, hinter Mamas Rücken — und saß dem „großen Bruder“ gegenüber, stolz und glücklich, die beiden runden Händchen an die Seitenwände des Kahns geklammert, die großen Kinderaugen mit entzücktem Staunen auf den sonnenüberblitzten Seespiegel gehalten. Man angelte auch im See und suchte Mama durch Ueberreichung von zwei, drei Schleien mit diesen Wasserschätzen zu verwöhnen — aber die Mutter pflegte ärgerlich zu fragen, was sie mit den „Kagenfischen“ eigentlich solle — das sei nicht genug für den einen und für den andern, und Georg solle endlich den „Ansin“ lassen.

Die war nicht weich und mittheilungsbedürftig, die Mutter, aber daß sie ihre Kinder recht aus Herzensgrunde liebte und bestrebt war, das Beste aus ihnen zu machen, das wußten diese doch, trotz der gelegentlichen Ohrfeigen und Scheltworte. Selten, sehr selten kam über die Lippen der hart arbeitenden, unermüdet thätigen Frau ein Liebesausdruck, selten in ihre scharf umherspähenden Augen ein warmer Blick — wenn es aber geschah, so war dies ihren Kindern wie ein Orden, und sie theilten es einander stolz mit: „Du, die Mutter hat mich gelobt!“ „Du, heut ist die Mutter mit mir zufrieden gewesen!“

Sie wirthschaftete ohne Dienstboten, scheute sich vor der größten Arbeit nicht und verlangte ohne Weiteres von „ihren Jungens“, daß sie ihr das Holz klein machten, schwere Sachen heintragen und andere Dinge verrichteten, die sich mit der Würde von Gymnasiasten nur schwer vereinigen ließen. Diese Würde imponirte Frau Unger wenig, sie ging von dem Grundsatz aus, daß keine Arbeit eine Schande sei, sie schneiderte auch für die heranwachsenden Knaben die Anzüge selbst und ließ sich durch Klagen über zu kurze Westen und „komiisch sitzende Hosen“ wenig rühren. Taschengeld gab es nur äußerst wenig, die Schularbeiten mußten pünktlich erledigt werden. Und doch! Welch feiner goldener Duft lag über diesen Kindheitstagen!

Der Glanzpunkt in der Familie Unger war der „amerikanische Onkel“ — nicht der traditionelle Nabob, nicht von dem herkömmlichen Nimbus eines Goldmeeres umgeben, immerhin aber eine gewichtige, oft mit Erfolg citirte Persönlichkeit. Daß dieser einzige Bruder der Mutter in seiner Jugend ein leichtsinniger Schlingel gewesen war, der seinen Eltern schwere Sorgen gemacht hatte, so daß sie froh waren, als er jenseits des „großen Wassers“ untergebracht war, wurde den Kindern wohlweislich verschwiegen. Es hieß einfach, Onkel Georg habe „drüben“ sein Glück versuchen wollen und dasselbe, nach manchem Mißersolg, auch gefunden. Er war Plantagenbesitzer — vornehmlich Zuckerröhre — in der Nähe von Pernambuco geworden, war unverheiratet geblieben, schrieb sehr seltene und lakonische Briefe, schickte aber unweigerlich und regelmäßig zu jedem Weihnachtsfeste eine Summe, die dem spärlichen Haushalt der Frau Unger tüchtig aushalf, so daß ihr der jedesmalige Zusatz des Bruders: „Kauft Euch jeder eine Kleinigkeit dafür, da ich doch nicht wissen kann, was Ihr braucht!“ förmlich lächerlich erschien. Ohne diese weihnachtlichen „Kleinigkeiten“ aus Südamerika hätte sie kaum gewußt, wie sie den laufenden Ausgaben für Kinder und Hausstand gerecht werden sollte.

Georg war kaum fünfzehnjährig und hatte das Ober-

sekundanerzeugniß errungen, da langte zu ganz ungewöhnlicher Zeit, kurz nach Ostern, einer von den Briefen des Onkels an.

„Liebe Schwester! Ich habe bis jetzt so gut wie gar nichts für Dich thun können“ (das nennt er „nichts“ — all diese reichlichen Sendungen! dachte Frau Unger gerührt), „indessen es zieht sich aus weitverzweigten Unternehmungen, wie ich sie habe, schwer etwas Namhaftes heraus. Jetzt habe ich Dir einen Vorschlag zu machen: Schick mir einen von Deinen Jungen herüber! Es soll kein Schaden nicht sein, ich will ihn mir anlernen und zuziehen, Du bekommst ihn für immer von der Tasche, und bei mir ist er gut aufgehoben. Reisegeld schicke ich anbei. Bis Hamburg kann der Junge allein fahren, da soll er sich Steinhörweg Nummer zwölf melden. Einer von unseren Exporteuren, J. Harter, geht in guten drei Wochen mit dem Südamerikanischen Lloyd-Dampfer „Manila“ hinüber, wird ihn unter seine Flügel nehmen und bei mir in Pernambuco abliefern, Gott befohlen! Dein Bruder Georg.“

— „Einen von Deinen Jungen!“

Das klang so einfach, und im Grunde genommen war ja auch die Sache höchst einfach! Es konnte nämlich überhaupt nur von einem Jungen die Rede sein, und dieser eine war Georg! Eduard, dem älteren, schauderte die Haut, wenn er nur daran dachte, zu Schiff übers Meer zu sollen und Kaufmann zu werden. Er versicherte mit feierlichem Ernst, sterben zu müssen, wenn man ihm das zumutze. . . er wolle sein Abiturium machen — in einem Jahre war es für ihn Zeit dazu! — und dann Mathematik studiren. . . Könne er das nicht, so müsse er sich mindestens das Leben nehmen.

Die Mutter zuckte freilich die Achseln zu solchen „albernen Redensarten“, aber es war ersichtlich, daß auch sie ihren Eduard gar nicht im Ernst als Kandidaten in der „amerikanischen Frage“ ansah, ihr stand es augenblicklich fest, Georg müsse zum Onkel hinüber.

Er wurde nicht viel gefragt, und wäre es der Fall gewesen, er hätte jedermann aufs lebhafteste versichert, er ginge sehr gern, er freue sich auf seine neue Existenz jenseits des Meeres. Es war auch die Wahrheit — was da unklar und unausgesprochen auf dem tiefsten Untergrund seiner Seele lag wie Wehmuth, wie Scheu, wie Bangen — er hätte es nicht in Worte fassen können, und wäre selbst das gewesen, er hätte sich dieses Empfindens geschämt!

Für eine kurze Zeit war Georg ganz Hauptperson im Hause, wurde schleunigst von der Schule abgemeldet, mußte Abschiedsbesuche machen, hier und dort — viele waren es nicht — bekam neue Anzüge, beim besten Schneider von W. gefertigt, da das „Reisegeld“ sehr üppig bemessen war, durfte sich Lieblingsgerichte bestellen und selbständig allerlei Dinge einhandeln, nach denen sein Sinn stand: ein schönes Messer mit Korkezieher und Sekbreaker (so wenig Aussicht es auch für ihn gab, letzteres Instrument für eigenen Gebrauch zu verwerthen), ein feines Notizbuch mit zahllosen Taschen, ein „großartiges“ Portemonnaie, sogar eine Cigarrentasche — warum sollte ein angehender südamerikanischer Plantagenbesitzer nicht rauchen? Mit einem Worte, diese letzte Zeit in der alten Heimath bot dem Knaben so viel des Ungewöhnlichen, Schmeichelhaften, Neuen, daß er sich diesem Reize willig hingab und jenes unklare Etwas, wenn es sich jemals hervorzuwagen wollte, halb ärgerlich, halb verlegen zurückdrängte.

Bis dann der große Augenblick der Trennung, der Abfahrt nach Hamburg heran kam. Schon am Abend zuvor war die Mutter spät am Abend in Georgs Stübchen gekommen — Eduard löste noch im Wohnzimmer eine mathematische Aufgabe — hatte sich zu ihm auf den Bettrand gesetzt, sein Gesicht in ihre beiden hartgearbeiteten Hände genommen und mit etwas unsicherer Stimme zu ihm gesagt: „Nicht wahr, mein Kind, Du bleibst mir brav? Machst Deinem guten Vater und mir Ehre? Lange Reden kann ich Dir nicht halten, ich kann Dich nur bitten: sei wahr, sei arbeitsam, sei verständig! Hab’ Gott vor Augen und im Herzen; er ist bei Dir, wo Du auch bist. Wenn Dir die Menschen vorreden wollen, es gebe keinen Gott, und es sei kindisch, an ihn zu glauben — ich, Deine Mutter, sag’ es Dir: ich hab’ Gottes Hauch und Gottes Hand verspürt hundertfach in meinem Leben, und ich bitte ihn, daß er Dich



behütet und segnet!“ Dann hatte die Mutter den Sohn auf Augen und Mund geküßt und war rasch davongegangen, aber ein paar heiße Thränen waren auf Georgs Stirn gefallen.

Als er nun schon im Abtheil saß und seine Augen über die drei wohlbekannten Gesichter hinwandern ließ, da fiel es ihm auf, wie alt doch die Mutter schon aussah und wie müde mit ihrem grauen Haar und der gebückten Haltung. Und Eduard — wie blaß, wie eingefallen sem Gesicht, wie schmal seine Brust! Einzig die Trude war frisch und blühend! Zum ersten Male fiel es dem sorglosen Knaben mit voller Schwere aufs Gemüth, was diese Trennung eigentlich bedeu- te, wie es leicht sich ereignen könne, daß er einen von diesen drei ihm am nächsten stehenden Menschen nicht mehr wiederzusehen bekäme — einen — vielleicht gar zwei! — — Und er war zur Thür hinaus, das Trittbrett hin- unter — rasch, impulsiv, wie es so seine Art war — hatte die Mutter in die Arme genommen, ungestüm geküßt und

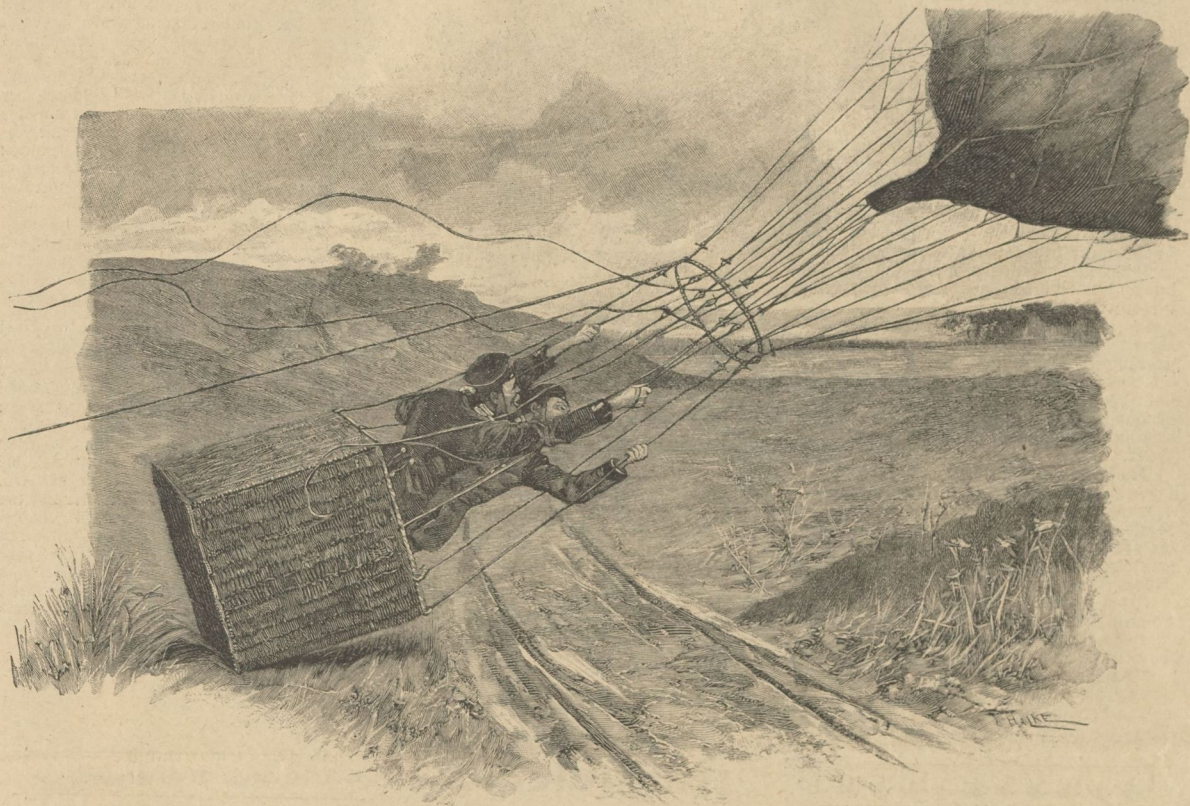
nächst in ungemessenes Erstaunen; er hatte daheim versucht, sich ein Bild seines neuen Lebens zu machen, allein dasselbe entsprach der Wirklichkeit in keinem Zuge.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart.

(Zu dem Bilde S. 1.)

Maria Stuart, die auf Befehl der Königin Elisabeth von England 1569 gefangen und 1587 hingerichtet wurde, ist eine jener Gestalten, deren „Charakterbild, durch der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Geschichte schwankt,“ wie Schiller von Wallenstein sagt. Wir sind gewöhnt, die unglückliche schottische Königin im Lichte des Schiller’schen Trauerspiels „Maria Stuart“ zu sehen, dessen Gesamteindruck ja auch wohl mit dem der Geschichte übereinstimmt. Auch unser Bild zeigt die Gestalten dieses Dramas: Im Mittelpunkt die Königin, vor ihr in die Knie gesunken ihre getreue Amme Hanna Kennedy, im Hintergrunde eintretend Lord Burleigh, ihr



Der Anker fest!

geflüstert: „Gott, Mütterchen, wenn Du doch mit könntest!“ Darauf packte er den langen Eduard an beiden Schultern und schüttelte ihn tüchtig: „Gede, bleib gesund, hörst Du? Und schreib auch manchmal!“ — In der nächsten Minute saß er wieder auf seinem Platz und schluckte manhaft an seinen Thränen, während der Zug sich in Bewegung setzte.

Hamburg hatte dem Knaben gewaltig imponirt, die Ueberfahrt ihm derartig Interesse erregt, daß es zum Heimweh bei ihm nicht kam. Seekrank wurde er nicht, er tummelte sich den ganzen Tag auf dem Schiff umher, schloß mit den meisten Passagieren gute Freundschaft, war allgemein beliebt und lernte, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, eine ganze Menge: Brocken fremder Sprachen, allerlei Hantirungen, die ihm später zu gute kamen, Eingehen auf anderer Leute Eigenart, Beobachten fremder Nationalitäten. Spät Abends warf er sich müde auf sein Lager und schlief den traumlosen Schlummer gesunder Jugend.

Die fremdländische Welt Südamerikas versetzte ihn zu-

grimmigster Feind. Die Charakteristik der einzelnen Figuren ist unserem Künstler vortrefflich gelungen.

Der Anker fest!

Die Lösung des Problems, den Luftballon dem menschlichen Willen dienstbar zu machen, beschäftigt heute alle Welt, doch ist man dieser Lösung trotz großer Mühen und Kosten noch nicht viel näher gekommen. Die praktische Verwendung des Ballons beschränkt sich vorläufig auf seine Benutzung für Forschungen in der Physik der Atmosphäre und besonders als militärisches Signal- und Erkundungsmittel. Sehr häufig ist eine solche Ballonfahrt mit Gefahren für Leib und Leben verbunden, da das Fahrzeug im Großen und Ganzen noch ein Spiel der Elemente ist. Dies zeigt auch unser Bild. Die Offiziere haben zwecks Landung den Anker ausgeworfen, und das runde Ungethüm schleift nun die Gondel auf dem Boden hinter sich her, bis der Anker vollständig festißt. Für die Inzassen der Gondel ist dieser Landungsmoment stets kritisch, und Mancher hat dabei schon sein Leben eingebüßt.



Buntes Allerlei.

Ein fürstlicher Sonderling, wie er heutzutage unmöglich ist, war der zu Anfang vorigen Jahrhunderts regierende Herzog August von Sachsen-Gotha. Unter anderen Absonderlichkeiten in Kleidung und Lebensart erforderte er sich selbst eine Uhr, in der das Gehäuse einem Todtenschädel selbst in den Farben nachgeahmt war; das Zifferblatt war an der rechten Augenhöhle angebracht und der Zeiger ein grünlcher, gekrümmter Wurm, der, aus der Augenhöhle hervorkommend, die Stunden zeigte. Auch erforderte der Herzog ein Klavier, das, sobald man die Tasten berührte, dem Spielenden Wasserstrahlen ins Gesicht spritzte. Das seltsamste Produkt der Erfindungsgabe des Herzogs aber war eine Reiskutschche, die wiederum einen riesigen Todtenschädel darstellte, dessen Augenhöhlen die Fenster bildeten. Diese Kutschche hatte der Herzog die Kühnheit, Napoleon, der im Feldzuge von 1806 in der siegreichen Schlacht bei Jena sich Gotha näherte, entgegenzuschicken. Aber Napoleon war auf diesen Spaß nicht eingerichtet und wies den Wagen zurück.

Die Liebeshörigkeit der Vertheidiger gegen die ihrer Verbsamkeit anvertrauten Verbrecher ist bekant. Den Gipfel dieser Humanität dürfte folgender Brief eines Advokaten erreichen, der kürzlich unter den Papieren eines zum Zuchthaus Verurtheilten gefunden wurde. Das an den Verbrecher gerichtete Schreiben lautete: „Mein Herr! Ich bedaure, Ihnen mittheilen zu müssen, daß alle meine Bemühungen, Ihre Strafmah herabzusetzen, vergebens waren. Sie sind wegen wissenschaftlichen Meineides zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt. Empfangen Sie, mein Herr, den Ausdruck meiner vollkommnen Hochachtung, Ihr A. V.“

Stofflecken aus Seiden- und Wolstoffen zu entfernen, legt man die fleckigen Gegenstände in einen heißen Bad- oder Bratofen. Die Flecken verschwinden nicht nur, sondern kommen auch nicht wieder zum Vorschein. Der Ofen darf natürlich nicht so heiß sein, daß die Stoffe sengen könnten.

Zum Auflockern schwarzer Stiefledern ist es am besten, sie über braunen Zuckerdampf zu halten; man läßt etwas klaren Zuder in einem Tiegcl über Feuer dunkelbraun werden und hält die Federn in den stark ausströmenden Dampf.

Wäschleinen zu reinigen. Die auf der Leine getrockneten Wäschstücke zeigen nicht selten gelbbraune Streifen, weil die Leine nicht mehr ganz sauber ist. Um diese zu reinigen, bereitet man von Seife und Soda eine glatte Lauge, gießt sie über die Leine weg in

ein mitteltiefs Waschfaß, läßt sie samt dem Seil etwa 20 Minuten darin und reibt letzteres dann in der Lauge mit einem Planell-Lappen kräftig ab. Danach giebt man die Leine in reines Seif-, dann in klares, lauwarmes Wasser. Endlich wird das Seil recht gleichmäßig auf ein sauberes Holz Brett gewickelt und — nicht zu lange Zeit! — in die Sonne gestellt.

Das Aufblühen der Treib-Zwiebelblumen zu befördern. Manchem, der Zwiebelblumen, namentlich Hyazinthen, im Zimmer gezogen hat, wird der Fall vorgekommen sein, daß die Blüthentraube mit den Blättern zugleich emporkommt; die Traube bekommt davon keinen Schaft, und die oberen Blüthen entfalten sich zuerst, während die unteren zwischen den Blättern ersticken. Man nennt dies „das Sitzenbleiben“. Um nun nicht nur das Aufblühen zu befördern, sondern auch die Blumen zu vergrößern und ihre Farbe feuriger zu machen, empfiehlt sich folgendes einfache Mittel: Man fülle eine Glasflasche mit Regen- oder Flußwasser und löse in diesem 120 g Salpeter, 43 g Kochsalz und 15 g Pottasche auf. Von dieser Auflösung wird von der Zeit an, wo die Blumenzwiebeln in das Zimmer zum Treiben gebracht werden, jedesmal, wenn sie frisches Wasser (entweder in das Wasserglas, auf welches die Zwiebel geleht ist, oder in den Untersetzer, in welchem der Blumentopf steht) bekommen, in dasselbe 10—12 Tropfen gegossen und damit vermisch. Es ist unglaublich, welche guten Dienste dieses Mittel zur Beförderung der Vegetation thut. Sobald aber die Blüthenknospen sich färben und aufbrechen wollen, muß man damit nachlassen, sonst geht die Blüthezeit schnell vorüber. Bei allen anderen Blumen, die man im Winter treibt, soll dieses Mittel mit demselben guten Erfolge anwendbar sein.

Brütlustige Hühner haben öfter die Gewohnheit, auf dem leeren Keste zu sitzen und zu brüten, ohne daß sie immer glücken. Man nennt solche Hennen „Strohbrüiter“. Ein deraartiges Huhn sperrt man mit einem kräftigen Hahn einige Tage in einen Kamm, der keine Gelegenheit zum Strohbrüten bietet, die Brütlust dürfte sich dann sicher verlieren.

Eine Lockspeise oder Witterung für Tauben wird folgendermaßen hergestellt. Man nehme 150 g Keim, mische 50 g Fenchel und 50 g Anis (grünen- oder Sternanis) und rühre alles in einem Gefäß mit Wasser zu einem festen Teig, dann forme man denselben zu kleinen Kugeln. Die Kugeln bade man auf einem Blech in einem Backofen. Man lege die Kugeln in und vor den Taubenschlag.

Was Du verloren, hast Du nie belesen;
Denn was wir lieben, bleibt uns allezeit.
Wie könnte man Geliebtes je vergessen?
Im Herzen lebt's für alle Ewigkeit.

Minna Schmidt Ddar.

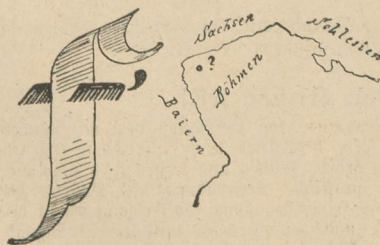


Vexirbild.

Wo ist des Gärtners Töchterlein?

Räthselecke.

Bilder-Räthsel.



Räthsel.

Wie jeder Tag und jede Nacht
Thut's auch der Mensch zu jeder Zeit;
Doch wer sich seiner schuldig macht,
Der sei zur Sühne stets bereit.

Ketten-Räthsel.

a, bal, bin, e, gen, la, lo, mi, mi, os, thi, um.
Aus obigen 12 Silben ist eine Wortkette von sechs dreißilbigen Wörtern zu bilden, wobei die Endsilbe eines jeden Wortes die Anfangsilbe des folgenden bildet. Die Endsilbe des letzten Wortes bildet also gleich die Anfangsilbe des ersten Wortes. Die Wörter sollen bezeichnen: 1. eine Stadt in Württemberg, 2. einen König von Illyrien, 3. ein Platinmetall, 4. eine Stadt in Vorderindien, 5. Jupiters Geliebte, 6. eine Pflanze. C. V.

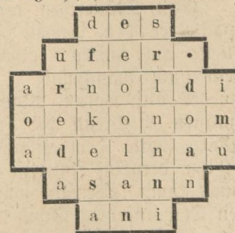
Tausch-Räthsel.

Alm, Bacte, Cette, Gasse, Posten, Rode, Tube, Ulter.

Die Anfangsbuchstaben obiger Wörter sind durch andere zu ersehen, so daß acht neue Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben, jedoch in anderer Reihenfolge, einen indischen Rajasthana-Staat nennen.
C. V.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Arithmogryph:



Erstsaufgabe: Ethnographie.
Erdmannsdorf.

Räthsel: Sandföner.
Logogryph: Kopf, Schopf, Zopf, Topf.
Anreihung: Das Schweigen ist der Liebe feuchste Blüthe.

